

# KUNST LITERATUR FORSCHUNG

## «DIE DEUTSCHEN UND WIR»

Zu der Schrift von Karl Barth — Evangelischer Verlag AG., Zollikon-Zürich

M. R. Der Basler Theologe Karl Barth gehört zu den nicht zahlreichen Männern bei uns, die, ohne zuvor mit feuchtem Finger die gerade vorherrschende politische Windrichtung festzustellen, den Mut haben, brennende Fragen der Zeit anzufassen und aus dem Geist christlicher Sittlichkeit zu beantworten. Vor diesen Richterstuhl zieht er die politischen Glaubenssätze, ja das Politische schlechthin, welches danach strebt, sich ethisch zu verselbständigen — die Staatsraison ist beständig darauf aus, sich zur obersten Gottheit aufzuwerfen, wenn nicht tiefere Kräfte des Gewissens ihr ein schlechtes Gewissen machen und sie zwar nicht beherrschen, aber doch zwingen, mit ihnen zu rechnen.

### Haß

Die Problemstellung «Die Deutschen und wir» enthält eine Frage, die, wie sich der einzelne Schweizer nach dem Krieg zu deutschen Menschen und Dingen einstellen werde. Auf diese Frage gibt es eine Reflexantwort, die an den Widerständen des Denkens vorbeigeleitet wird; sie lautet: von einem Volk, das die Schuld dieses Krieges und dieser Kriegsgreuel auf sich geladen hat, mag ich nichts mehr wissen! Es ist die unmittelbare Antwort des Hasses, den erzeugt zu haben zu den Missetaten der Kriegsverbrecher gehört. Dieser Haß besteht, und er wird publizistisch geschickt ausgemünzt: es gibt heute namentlich bei den wortführenden Kämpfern gegen den Nationalsozialismus eine merkwürdige Faszination durch das Deutsche, von dessen Nachtseiten sie nicht loskommen. Also schon der elementare Haß ist nicht einfach: er kann Abwendung von allem Deutschen zur Folge haben, aber auch eine leidenschaftliche, wenn auch negative Bindung an gewisse Wesenseiten des Deutschen, ja eine Verstrickung, die bis zur Angleichung an das Gehaßte und Bekämpfte führt. «Wer verfolgt, folgt.» Ein Beispiel dafür sind die (größtenteils weiblichen) Demonstranten, die in Basel auf der Straße eine Gruppe über die Grenze getretener deutscher Soldaten beschimpften und bespöten. Offenbar Edelmenschen, die nach Ausdruck ihrer sittlichen Ueberlegenheit rangen.

Noch ein Weiteres ist zu diesem Deutschenhaß zu bemerken: Völker, die wirklich unter dem Dritten Reich litten und bluteten, also die Juden, Polen, Russen, Franzosen, Holländer, Belgier, Norweger u. a. haben sozusagen einen ursprünglicheren Rechtsgrund für ihren Haß als wir, die wohl bedroht, aber nicht bekriegt und von der Gestapo gebütelt wurden. Die Gründe mögen indessen noch so verschieden sein, weniger nach Art als nach ihrem Gewicht, der Haß bildet «eine dynamische Einheit», wie dies Max Scheler schon im ersten Weltkrieg erkannte. («Die Ursachen des Deutschenhasses», 1916.)

### Die Befassung mit dem Problem

Die Möglichkeiten des Hasses sind freilich nicht die einzigen; sie lösen die gestellte Frage nicht verbindlich für alle. Auch Affekte haben kein ewiges Leben, sie sind sterblich und sterben. Und während sie lebendig sind, wahren sie dem Gegenstand, den sie besetzen, nicht immer die Treue; es kommt vor, daß sie ihn wechseln. Daß die Frage uns gestellt ist, ob sie genehm sei oder nicht, ob man sich von ihr abwende oder nicht, geht schon aus einer Reihe von Veröffentlichungen der letzten Zeit hervor: Adolf Guggenbühl hat im «Schweizer Spiegel» dazu Stellung genommen (Januarheft) und uns Distanz und nüchternes Mißtrauen ohne Ressentiment empfohlen; Prof. Karl Schmid hat in seiner Schrift «Die kulturelle Lage der deutschen Schweiz» sich von einem Jahrtausend kultureller und sprachlicher Verbundenheit Rechenschaft gegeben, welches schwerer wiegt als der zwölfjährige Fiebertraum vom Tausendjährigen Reich; der «Sprachspiegel» (Märzheft) hat sich ebenfalls für die differenzierende Kulturgemeinschaft eingesetzt; als Jüngster hat in der Zürcher Mittelschulzeitung «Amphioxus» (März) ein Gymnasiast, Eugen Curti, gleichsam mit einem Vorschub aus seiner männlichen Reife ebenso fest wie kühl und sachlich sofortige schweizerische Mithilfe am kulturellen Wiederaufbau Deutschlands verlangt. In diesen Bekundungen wird die geistige Seite des Problems hervorgehoben, auf eine allgemeine grundsätzliche Weise, ohne genaue Vorstellung des «deutschen Menschen», mit dem künftig eine kulturelle Zusammenarbeit stattfinden soll.

### Wonach wird gefragt?

Karl Barth stellt jedoch eben die umfassende Frage nach dem deutschen Menschen. «Was wissen wir davon, wo der deutsche Arbeiter, der deutsche Bauer, die deutsche Frau heute eigentlich stehen und zu suchen sind?» Das Eingeständnis solchen Nichtwissens wiegt schwer bei einem

Mann, der jahrelang im Reich gelebt und gelehrt hat. Stimmt es, fragt er, was die Nazis behaupteten, daß das ganze Volk geschlossen hinter ihnen stehe? Stimmt, was General von Seyditz von Moskau aus versicherte, daß das deutsche Volk selber das erste Opfer der Staats- und Polizeimaschine Hitlers gewesen sei? Oder gilt eine dritte Version, nach welcher «der deutsche Mensch in ganz besonderer Weise ein Wesen mit zwei ganz verschiedenen Seelen wäre, so daß man in jedem Deutschen zugleich etwas von Friedrich Schiller und Matthias Claudius, aber auch etwas von Joseph Goebbels und Heinrich Himmler . . . zu suchen hätte»?

Wir möchten fragen: gibt es den deutschen Menschen schlechthin hinter allen Besonderheiten der einzelnen konkreten Erscheinung? Das Mißliche ist ja, daß die Nationalsozialisten auf eine ungeheuerliche Weise die Repräsentation des gesamten Deutschtums an sich gerissen haben. Und die Welt, die ihnen sonst kein Wort glaubt, glaubt ihnen gerade das. Mit dem Schlagwort «Adolf Hitler ist Deutschland, Deutschland ist Adolf Hitler» hat die Goebbels-Propaganda erreicht, daß die Gegner sagen können: «Da habt ihr's. Stresemann und Brüning waren eben nicht Deutschland. Ossietzki und Wirth und Otto Rauschnig und Niemöller auch nicht. In Hitler und seinen Paladinen ist es zu finden. Diese Sorte ist stellvertretend für den deutschen Menschen, nicht Gerhart Hauptmann oder Richard Strauß oder Prof. Sauerbruch oder Hindemith oder Max Planck oder Thomas Mann; diese sind nur atypische Sonderfälle.» Für eine so vereinfachende Sehweise fällt die Verantwortung auf jene, die das deutsche Volk zuerst so sahen und so haben wollten: die Machthaber des heutigen Reiches, die nicht nur der Welt alle Stichworte gegen das Deutsche geliefert haben, sondern es durch ihre Greuelthaten nicht nur zu repräsentieren, sondern mit ihnen zu identifizieren unternehmen.

### Der «deutsche Mensch»

Wo wäre der deutsche Mensch zu suchen? Ist es der 60jährige Berliner Arbeiter mit sozialistischer Schulung nach Bebel, Ebert, Breitscheid? Oder der 25jährige Augsburger, erzogen von Leys Arbeitsfront? Ist der katholische Weinbauer von der Mosel und ein lutherischer Bauer von der märkischen Sandbüchse im selben Sinn einfach deutscher Bauer? Ist ein Pfarrer in Rudesheim oder Balduin von Schirach, ist Ricarda Huch oder die Reichsfrauenführerin Scholtz-Klink oder Winifred Wagner oder eine Arbeiterin in Chemnitz je ein Wesen um einen gleichbleibenden deutschen Kern, dessen Strahlung den ganzen Menschen mit seinen Gedanken, Gefühlen, Willensregungen, Vorstellungen durchdringt? Scheler spricht von einer solchen «Urmittigkeit» der Deutschen.

Es ist schwierig und bemüht, sich vorzustellen, daß Lessing und Goebbels, Beethoven und Himmler, Kant und Göring, Hölderlin und Schacht eine und dieselbe Urmittigkeit in sich enthalten sollen, die durch allen geschichtlichen Wandel eine Konstante bleibt. Sie bestünde im «aufgeschlossenen Sinn für die Idee des Unendlichen» (Scheler), in der Teilhabe an einer unendlichen Bewegung, die durch die Formen hindurchgeht, ohne sich in ihnen zu stillen. Wilhelm Dilthey sagt von den alten Germanen, wie Tacitus sie beschreibt: «Ihr Handeln ist nicht durch eine rationale Zwecksetzung bestimmt und begrenzt: ein Uebermaß von Energie, das über den Zweck hinausgeht, ist in ihrem Tun.» Im Religiösen wäre es etwa Luthers «nicht daß ich es hätte, aber ich jage danach», im Ethischen Leibniz' Idee von der unendlichen Bewegung der individuellen Vervollkommnung oder Lessings Vorziehen des Wahrheitssuchens vor dem Wahrheitsbesitz; es ist der faustische Drang, das «strebend sich Bemühen», Fichtes «freie unendliche Tätigkeit» des reinen Ichs, das durch die Weltgeschichte sich entfaltende Sichbewußtwerden der göttlichen Idee im menschlichen Geist, nach Hegel.

### Dichter, Denker, Philister

Das eigentlich Deutsche wäre demnach zunächst eine wertfreie Tendenz, die erst in ihrem Wirken zur Entscheidung für Geist oder Ungeist, Gut oder Böse gelangt, je nachdem sie geistig oder sittlich verpflichtet werden kann. Es ist die Tendenz, über alle gesetzten Schranken hinauszudringen, um einen Spielraum noch unentdeckter Möglichkeiten zu gewinnen. Von der Normenwelt des Westens her gesehen, bedeutet dies Maßlosigkeit, eine Mystik der beständigen Revolutionierung. Von ihr aus ist der Deutsche der wesentlich unhorazische Mensch. Im 18. und noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts hat jener vorgegebene Drang den Geist im Sturm ergriffen und in Philosophie, Musik, Dichtung eine Fülle von Gleichnisformen seines Wesens hervorbrin-

gen lassen. Scheler sagt von dieser Epoche: «Es war ein Amoklauf gegen den Himmel. Kein Volk hat sich je so im Aether des Gedankens verloren, keines hat dabei gleichgültiger — ruchlos gleichgültiger — geblickt auf seine materiell-realistische, ökonomische und politische Lebensbasis als wir damals.» Damals durcheilte die Kutsche der Frau von Staël die deutschen Lande, und ihre Insassin fand den deutschen Menschen entweder einen Dichter oder einen Denker oder einen Musiker. Die Welt machte sich gern ein Bild von dem kleinbürgerlichen Philister, der, die lange Pfeife rauchend, beim Bier sitzt und träumt oder sich in folgenlose Gedankengespinnste verliert, während er die politische und soziale Seite des Daseins nahezu blind ist, oder, wenn sehend, nicht ursprünglich interessiert, oder, wenn's interessiert, nur denkend, nicht aber wollend und handelnd. So konnte Frau von Staël über den deutschen Menschen vom Beginn des 19. Jahrhunderts schreiben: «Il y a trop de bonhomie dans leur caractère, comme dans leur esprit; ce sont les seuls hommes, peut-être, auxquels on pût conseiller l'orgueil comme un moyen de devenir meilleurs.» (De l'Allemagne.) Es lohnt sich heute, bei dieser Aussage ein wenig zu verweilen und die Wandelbarkeit des Menschen sich nicht nur als gedankliche Leerform, sondern anhand der geschichtlichen Tatsachen zu vergegenwärtigen.

Nicht daß keine Begabungen für politisch-gesellschaftliche Kritik vorhanden gewesen wären. Es gab ausgezeichnete Männer, und es wäre verdienstlich, aus den Schriften von Helferich Peter Sturz, Justus Möser, Georg Forster, Seume, Graf Schlabrendorff, Carl Gustav Jochmann u. a. eine Auswahl vorzulegen, in welcher eine fast verborgene Ader, darin sich politisch-freieitliche Gedanken bewegen, ans Licht gehoben würde. In England oder Frankreich wären solche Köpfe zu den Ehren gelangt, die sie verdienten, als nähere oder fernere Verwandte jener Geistesfamilie, in der Montesquieu der überragende Vertreter ist. Das idealistisch beschwingte Deutschland vermochte es nicht, solche Realisten ins Ganze einzubeziehen; es war mit der Selbstbewegung des Geistes befaßt und ließ jene draußen. Fast alle diese Lebensläufe sind tragisch verdunkelt. Schon Leibniz und Lessing waren in die Enge und Bedeutungsarmut eines Kleinstaats abgedrängt worden — Sturz ging in dänische Dienste als Diplomat; Forster warf sich in die französische Revolution und ging früh zugrunde; Seume, ein unruhiger Weltwanderer, war als Soldat in Amerika, dann Sekretär eines russischen Generals, in der Heimat ein gedrückter Kleinbürger, dem es zu eng war; Graf Schlabrendorff wählte das freiwillige Exil in Paris; Jochmann, ein Balte, befreundet mit Heinrich Zschokke, litt unter dem Druck der Metternichzeit und verzehrte sich ruhelos auf Reisen, die wie bei so manchen Aehnlichgearteten nichts anderes bedeuteten als eine ständige Flucht. Einzig Möser, von Goethe hochgeschätzt, war als höherer Beamter in verantwortlicher Stellung . . . in Osnabrück.

### Das Jenseits des Geistes

Sie alle sind Zeugen dafür, daß das staatsbürgerliche oder politische Selbstbewußtsein des deutschen Menschen in der Entwicklung zurückgeblieben war, während die geistige Entwicklung in einem über der Erde hinstiebenden Lichtbraus in blendender Schnelle und Vollständigkeit geschah. Ohne Kant, Fichte, Jacobi, Schelling, Hegel, Schopenhauer wäre die Welt ärmer in ihrer Erfahrung, was Geist in verwegenerem Ueberschwang und in trunkener Selbstanschauung sein kann. Und die Musik, die damals ihre große Welt über der Welt entwarf! Kaum je hat ein in der gesellschaftlichen Lebensdurchbildung unter dem Stand des damaligen Fortschritts geliebenes Volk derart schöpferisch kompensiert. Unbewußt mißt die Welt den deutschen Menschen seither noch immer an Maßstäben, die jene Epoche abgab, und erträgt Geistlosigkeit oder Ungeistigkeit bei ihm schwerer als bei andern; der Verrat an einer solchen Vergangenheit deutet nicht nur auf einen intellektuellen, sondern gleicherweise auf einen moralischen Defekt.

Viel von christlicher Teilhabe ist freilich in der philosophischen Spiritualität jener großen Zeit nicht. Aber im Frankreich der Enzyklopädie und des Etre Suprême? Die deutsche Romantik ist der verzweifelte Versuch, auf der heidnisch-klassischen Literatur eine manchmal bis ins Ueberhitzte hochgetriebene christliche Geistigkeit zu schaffen, die den mit Luther in Deutschland geschehenen Bruch zu überwinden hatte. Wieder war es ein Hinaus und Hinüber, ein Transzendieren in den Geist der Zeiten, ins christlich-feudale Mittelalter vorab. Politisch gesehen: ein Entweichen und Durch-die-Mauern-Schlüpfen.

Der Hang dazu war selbst an höchsten staatlichen Stellen vorhanden; von dem seit dem Wiener Kongreß so mächtigen Fürsten Metternich schrieb Schelling: «Diese Tage hörte ich aus zuverlässiger Quelle von einem vertrauten Schreiben des Fürsten Metternich, worin dieser in ergreifendem Schmerz seinen Ekel an den Staatsgeschäften ausspricht, und der greise, in den größten Staatshandeln graugewordene, mächtige Mann . . . sich nichts wünscht, als ganz der Philosophie leben zu können. Wer hätte dies gedacht? Aber die Zeit drängt von selbst dahin . . .»

(Aus Schellings Leben in Briefen, 1870.) Immer gab es ein Hüben und ein Drüben, weltflüchtigen Geist und geistverlassenes Leben, hie Kunst und Philosophie, dort Staat und Gesellschaft, hie Adel, dort Bürgertum, hie der Ungebildete, dort der Fachmann, hie Religion, dort «gemeinen Alltag», keine Integration zu einem Ganzen, keine Hauptstadt, wo sich alle Strebungen begegnend auf eine Mitte beziehen (daher die Haßliebe zu Paris), keine Gesellschaft, wo die Besten aller Stände und Berufe sich zusammenfinden, wo die Ansprüche bedeutender Frauen die Männer in Form halten oder bringen, so daß ein viele Lebensansichten und Zartheiten berücksichtigender, im geläutert Nationalen zugleich weltläufiger Menschentypus hätte entstehen können, der vom Volk als die Vertretung seines eigentlichen Wesens als vorbildlich anerkannt, heimlich geliebt und nachgeahmt worden wäre, wie der *honnête homme* in Frankreich, der *gentleman* in England. Die Salons in Paris, die Klubs in London haben eine höhere Bildungskraft ausgestrahlt als die deutschen Universitäten, an denen erlesenste Geistesbildung und patzigste Bärenhäuterei nebeneinander bestanden.

Die Vielfältigkeit und Vielstrebigkeit des alten Reiches in seiner Schwäche wurde vom einzelnen Deutschen widergespiegelt. Der Mangel eines verbindlichen menschlichen Maßes erlaubte einen fast schrankenlosen individuellen Wildwuchs außerhalb der von oben behüteten politischen Sphäre. Kein gemeinsames tragendes Element gab dem einzelnen jene unbewußten Sicherheiten, auf die sich die Westeuropäer verlassen konnten. In welcher Literatur spielt die Einsamkeit eine solche Rolle wie in der deutschen! Die Sprache ist reich an Bezeichnungen für die auf sich selbst zurückgeworfenen Menschen, denen der protestantische Trost blieb, gottunmittelbar zu sein, oder der humanistische, sich zu einem harmonischen Wesen allseitig bilden zu sollen: *Sonderling, Einspänner, Einzelgänger, Eigenbrötler, Kauz, Querkopf*, und trostloser als all diese das eine Wort: *mutterseelenallein*. Welch ein Sprung von hier bis zur politischen Verherdung, die sich «Gleichschaltung» nennt!

### Schief zur Wirklichkeit

Was aber war die Folge eines Zustandes, der jedem die Freiheit ließ, sich seine eigenen Begriffe von der Welt zu machen? Darüber gibt es eine Stelle bei Hegel: «Im ewigen Widerspruch zwischen dem, was sie (die Deutschen) fordern und dem, was nicht nach ihrer Forderung geschieht, erscheinen sie nicht bloß tadelwürdig, sondern, wenn sie bloß von ihren Begriffen sprechen, unwahr und unredlich, weil sie in ihre Begriffe von dem Recht und den Pflichten die Notwendigkeit setzen, aber nichts nach dieser Notwendigkeit geschieht und sie selbst sosehr hieran gewöhnt sind, teils daß ihre Worte den Taten immer widersprechen, teils daß sie aus den Begebenheiten ganz etwas anderes zu machen suchen, als sie wirklich sind, und die Erklärung derselben nach gewissen Begriffen zu drehen . . . Denn eben um ihrer Begriffe willen erscheinen die Deutschen so unredlich, nichts zu gestehen, wie es ist, noch es für nicht mehr und weniger zu geben, als in der Kraft der Sache wirklich liegt. Sie bleiben ihren Begriffen . . . getreu, aber die Begebenheiten pflegen nicht damit übereinzustimmen . . .» Mit schriller Stimme ertönt die Anklage gegen die «intellektuelle Unredlichkeit» der Deutschen bei Nietzsche. (Auch Karl Barth spricht in seiner Schrift von der «großen deutschen Kunst des intellektuellen Ausweichens».) Es ist eine starre Subjektivität, die nicht in der Person, sondern im abgelöst von ihr (von der Seele, dem moralischen Kern usw.) sein sonderbar herrisches Wesen treibenden Intellekt ihren Grund hat und ständig mit vorschnellen krüppelhaften Verabsolutierungen befaßt ist, mit «Synthesen» und neuem «Mythos» und «Deutung» und wie all die Hinterporten und Hintertreppen benannt sein mögen, die zum Entweichen vor der wahren Wirklichkeit dienen.

Wir würden nicht soweit gehen, diesen Zug zu verallgemeinern, der außerhalb des Bürgertums und seiner Spielarten wenig hervortrat, aber er hat seine Bedeutung, freilich auch darin, immer wieder sein Gegenteil zu erwecken, die allzu weiche Hingabe an die Wirklichkeit, eine wahre Angst, ein einzelnes ihrer Momente auszulassen oder zu versäumen, was bis zur Selbstaufgabe führen konnte.

Schluß folgt



KUNST



LITERATUR



FORSCHUNG



# «DIE DEUTSCHEN UND WIR»

Zu der Schrift von Karl Barth

II.

## Denken der Wirklichkeit und wirkendes Denken

M. R. Das 19. Jahrhundert bringt, nach Goethes (1832) und Hegels (1831) Tod in Deutschland die große Wendung: die politische Vormacht Preußens, die Vormacht der Politik, den Umschlag des Denkens vom Metaphysischen zum Irdischen. Das ästhetische «groß Ergetzen, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen» wandelt sich zum Willen, den «Geist der Zeit» oder Zeitgeist zu erfassen und sein Gebot zu erfüllen. Der Historismus wird bei den Junghegelianern zum historischen Futurismus; die Erben und Umbilder der großen Ueberlieferung «wollen nicht Resultat der Geschichte sein, sondern selber Epoche machen und insofern historisch sein».

Diese Formulierung stammt aus Karl Löwths vortrefflichem Buch «Von Hegel bis Nietzsche», welches den dialektischen Umschlag vom Denken der Wirklichkeit zum wirkenden, die Wirklichkeit verändernden Denken in einzelnen aufweist. Aus der christlichen Religion trat die Philosophie heraus und erklärte sie als geschichtlich überwunden; Marx setzte fest, die nun fällige Aufgabe müsse sein, nachdem das Jenseits der Wahrheit verschwunden sei, die Wahrheit des Diesseits zu etablieren. Die bisherige deutsche Geschichte wurde als Traumgeschichte aufgefaßt, die ihre Denkmöglichkeiten erschöpft habe und nun folgerichtig in das Denken der politischen Tat übergeleitet werde. Ruge hat es so formuliert: «Die Entwicklung ist nicht mehr abstrakt, die Zeit ist politisch», wengleich noch gar vieles dran fehlt, daß sie es genug wäre.»

## Der Talisman und die Dämonen

Seit den Befreiungskriegen gegen Napoleon litten die Deutschen daran, daß sie nicht zur Nation vereint waren. Damit hing zusammen das Gefühl einer versäumten Entwicklung, welche Frankreich seit Richelieu und dann mit seiner Revolution vollzogen hatte. Nun erst gingen sie daran, sich auf der Erde einzurichten, spät, aber gründlich. Heine hat 1834 vorausgesehen, wie der Verlauf sein werde: «Mich dünkt, ein methodisches Volk wie wir mußte mit der Reformation beginnen, konnte erst hierauf sich mit der Philosophie beschäftigen, und durfte nur nach deren Vollendung zur politischen Revolution übergehen. Diese Ordnung finde ich ganz vernünftig. Die Köpfe, welche die Philosophie zum Nachdenken benutzt hat, kann die Revolution nachher zu beliebigen Zwecken abschlagen.» Er kennt zwar die genauen Merkmale der künftigen Revolution nicht, hat aber die deutliche Vision, daß deren Hauptmerkmal eine vollständige Entfesselung sein werde. Wie Vico sieht er im Entwicklungsgesetz einen *ricorso* (Rücklauf), ein Zurückgehen auf eine geschichtliche Vorstufe, und zwar auf «die dämonischen Kräfte des altgermanischen Pantheismus», bevorstehen. «Das Christentum — und das ist sein schönstes Verdienst — hat jene brutale, germanische Kampfart einigermaßen besänftigt, konnte sie jedoch nicht zerstören, und wenn einst der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann rasselt wieder empor die Wildheit der *alten Kämpfer*, die unsinnige Beserkerrwut, wovon die nordischen Dichter so viel singen und sagen.» («*Religion und Philosophie in Deutschland*».)

Der «deutsche Mensch» vor hundert Jahren: entweder stand er auf Seiten von «Thron und Altar» eines der 36 Duodezstaaten, oder er war Liberaler und wünschte die Reichseinheit und eine Verfassung wie Uhland, Gervinus u. a., oder er focht auf den Barrikaden gegen den Thron und für Demokratie wie Herwegh, der junge Richard Wagner u. a., oder er hing dem Sozialismus an oder dem Kommunismus mit Karl Marx (das «*Kommunistische Manifest*» entstand 1847), oder er setzte seinen Willen darein, nichts zu sein als ein *Einzig*, wie Stirner ihn einschmalt in die Zwangsjacke des Ichs forderte, oder er war Anhänger einer der christlichen Gruppen, die alle vorhandenen Bewegungen hervorbrachten, oder er wollte nach wie vor mit der Mehrheit unpolitisch sein. Indessen, das willentliche Unpolitischsein gelang schon kaum mehr: Erfinder, Techniker, Industrielle entwickelten unbewußt ein Proletariat, der politikfeindliche Bürger entwich in ein unbestimmtes Nationalgefühl, das sich vom Staat von Fall zu Fall aufregte, selbst mißbrauchen ließ, weil dieser die angesagte antinationale Sozialrevolution zu fürchten hatte. Auch hier, welche Spannweite zwischen der Machtstaat-Verherrlichung des Alldeutschen Verbandes (1890) und dem Glaubenssatz der kämpfenden Linken: «Die Arbeiter haben kein Vaterland.»

## Ein gemeinsamer Nenner?

Wie eine derartige Vielheit auf einen Nenner bringen? In welchem der vielen Lager den deut-

schen Menschen suchen? Abgesehen nun von den Stammeseigenarten. Ein Irrtum der Tabularasa-Kritiker des letzten Jahrhunderts war die Totenbescheinigung sovieler Kräfte, die, auch wenn sie nicht vorherrschen, doch weiterleben. Weder Gott noch das Christentum noch das Vaterlandsgefühl im Arbeiter war gestorben, ebensowenig die Idee der Freiheit, der Menschlichkeit usw. Es war sogar immer alles in einem überreizten Zustand da, in einem Extrem, als ginge es nicht sosehr um die Sache, sondern zunächst einmal um das polemische Entgegenstellen der Sache gegen echte und eingebildete Andersdenkende. Das ging auf den Wegen der Uebertreibung oft genug bis zur Verfälschung. Selbst die reine Güte konnte überspannt werden und etwas absichtsvoll Aggressives haben, wodurch sie die spinnwebfeinen Gesetze des Angemessenen verletzte. Es war alles da, auch großartige Tugenden, aber schwierig zu fassen war, in welchem Bezug. Welches Gewicht hatten die einzelnen Gedanken und Eigenschaften, welchen Stellenwert aufs Ganze hin gesehen, und bestand dieses Ganze in einem nationaldeutschen Sinn überhaupt?

Die Tragik lag wohl darin, daß dieses Ganze, ein höherer Begriff der Nation, der alle widerstrebenden Eigenheiten, ohne sie aufzuheben, gebunden hätte, nicht vorhanden war. Nicht nur durch das Reich, durch den Einzelnen gingen die Spaltungen und Zerklüftungen, der Mangel an Harmonie und Harmoniestreben, die Unverbundenheit der Teile. Hofmannsthal hat in den «*Briefen des Zurückgekehrten*» (1901) davon gesprochen:

«... ihre linke Hand weiß wahrhaftig nicht, was ihre rechte tut, ihre Kopfgedanken passen nicht zu ihren Gemütsgedanken, ihre Amtsgedanken nicht zu ihren Wissenschaftsgedanken, ihre Fesseln nicht zu ihren Hintertreppen, ihre Geschäfte nicht zu ihrem Temperament, ihre Öffentlichkeit nicht zu ihrem Privatleben. Darum sag ich dir ja, daß ich sie nirgends finden kann, nicht in ihren Gesichtern, nicht in ihren Gebärden, nicht in den Reden ihres Mundes: weil ihr Ganzes auch nirgends darin ist, weil sie in Wahrheit nirgends sind, weil sie überall und nirgends sind.»

Und an einer andern Stelle:

«Aber in den kann ich mich nicht hineinfinden, der es selber nicht weiß, auf was er sich gestellt hat, der daliegt auf dem Leben wie ein Polyp, und mit dem einen Fangarm saugt er an jenem, mit dem andern an diesem, und das eine Glied weiß nichts vom andern, und haut man ihm eines ab, so kriecht er fort und weiß von nichts. So liegen die Deutschen da und haben ihr «Einerseits» und ein «Andererseits», ihre Geschäfte und ihr Gemüt, ihren Fortschritt und ihre Treue, ihren Idealismus und ihren Realismus, ihre Standpunkte und ihre Standpunkte, ihre Bierhäuser und ihre Hermannsdenkmal und ihre Ehrfurcht und ihre Deutschtum und ihre Humanität... Es gibt Vornehme und es gibt Subalterne, es gibt Anmaßende und es gibt Demütige, es gibt Gelehrte und es gibt, die vom letzten Zeitungsblatt leben; und die einen puffen, die andern ducken sich, die einen dünken sich was, die andern genießen sich: aber es gibt alles keinen rechten Klang. Sie haben ein Oben und Unten, ein Besser und Schlechter, ein Größer und Feiner, ein Rechts und Links, ein Füreinander und Gegeneinander, und bürgerliche Verhältnisse und adelige Verhältnisse und Universitätskreise und Finanzkreise: aber was in dem allem fehlt, ist eine wahre Dichtigkeit der Verhältnisse: es hakht nichts ins andere ein...»

## Sünde gegen sich selbst

Das ist ebensosehr Klage als Anklage; hätte nicht der Schmerz des Dichters daran mitschrieben, sie verlor an Gültigkeit. Das schöne und kaltschnäuzige Absprechen über alles Deutsche, wie es gerade Deutsche im letzten Krieg und nachher ausübten, kam nicht von echten Helfern, deren Menschlichkeit ihrem Vaterland gebracht hätte, was ihm fehlte. Auch bei diesen wurden vereinzelte Einsichten ohne gerechten Willen verabsolutiert und zu selbstgerechtem Eifer mißbraucht. Die Kirche nennt es Sünde, die eigene Seele nicht zu lieben — Deutschland hat vielleicht im höchsten Sinn zuerst an sich gefrevelt, weil es seine Seele nicht liebte. Wäre es solcher Liebe fähig gewesen, jene unverbundenen, von der Mitte wegfliehenden Teile hätten sich in ihrem Medium zu einem charaktervollen Ganzen geeint. Aber kalte Rechthaberei, Standpunktverbortheit, kritische Ueberheblichkeit oder hochmütige Gleichgültigkeit der einen gegen die andern ließen ein ruhiges und inniges Gefühl für das Vaterland nicht großwachsen, welches den Einzelnen in unerschütterlicher Sicherheit gehalten hätte; dafür bei einer Minderheit ein überhitztes, alle Maßstäbe schließlich einschmelzendes Reichsbewußtsein, das die gartenhafte Vielfalt, den gedankenvollen Reichtum des Landes verachtete. Beim Eintritt der Schnellfäule 1933 unterwarfen die ausgelassenen Verächter all dessen, was deutsch und gut war, die Länder, die Parteien, die Künste, die Wissenschaften, die Kirchen, die Geschichte, die Menschen, die Gewissen, indem sie vorgaben, ihr

Land zu lieben. Exzentriks unternahmen es, Deutschland eine Mitte zu geben, an die sich endlich die Nation hätte binden sollen. Doch mit der Entfesselung von Uebermut und Angst wird kein Herz erschaffen. Der Nationalsozialismus war die panische Flucht vom ganzen deutschen Wesen hinweg in einen Teil desselben — in den minderwertigen Teil desselben.

Die angeführte Stelle aus Hofmannsthal ist nur ein vereinzelter Beispiel. Es müßte einmal untersucht werden, was die großen Deutschen, auf die sich die Nation so gern berief, an ihrem Land, an ihrem Volk gelitten haben. Nicht die bissigste Kritik wird sich als die wahrste erweisen, sondern jene, die dem Schmerz entstammt: Hölderlin im «*Hyperion*», Goethe in den «*Gesprächen*» (das mit dem Historiker Luden), Schopenhauer im «*Testament*» («... daß ich mich schäme, ein Deutscher zu sein»), Nietzsche an vielen Stellen seines Werks, am wütendsten im «*Ecce homo*», George, Rilke, Thomas Mann und wieviele noch — sie alle haben zumeist an der Unfertigkeit ihrer Heimat, an der Fehlleitung «bester Menschenkräfte, am Mangel der die Nation vollendenden Integration gelitten. Bei Arndt und Immermann, Platen und Heine gibt es scharfe und schonungslose, aber auch verwundete Aeußerungen unerfüllter oder enttäuschter Liebe: «Denk ich an Deutschland in der Nacht / so bin ich um den Schlaf gebracht...»

## Das «geheime Deutschland»

In neuerer Zeit ist dann das gedämpfte Schlagwort vom «geheimen Deutschland» umgelaufen. In einem esoterischen Kreis, oder überhaupt nicht ganz faßbar, sollte sich ein zum Höchsten geläutertes deutsches Wesen in wenigen Erwählten verkörpern und von ihnen aus durch verborgene Nervenbahnen allmählich den Volkskörper empfindlich machen. Im George-Kreis oder bei Blüher und Wyneken erwarteten viele die pädagogische Steigerung einer natürlichen Auslese, die eines Tages als stellvertretend für Deutschland erkennbar hätte werden sollen: nichts weniger als eine Mutation des Volkes unter geistigen Zeichen hätte das bedeutet. In diesem Sinn wurde schon vor dem ersten Weltkrieg eifrig, aber unzusammenhängend pädagogisiert und am bildsamen deutschen Jüngling herumgeknetet: bald sollte er sein wie Alkibiades, bald wie der Bamberger Reiter, bald wie ein College-Engländer, bald wie Wolframs Parzival, Hölderlins Bellarmin oder wie Theodor Körner oder Wagners Siegfried, bald wie ein altpreußischer Offizier, bald wie ein amerikanischer Ingenieur. Viel echter, viel verschwämter Idealismus war am Werk, um ein Bild des Deutschen Menschen herzustellen, ein prägendes Vorbild, aber auch viel Eklektizismus, gewaltsamer Stilisierungswille, allzu direkte und daher plumpe Absichtlichkeit. Und meistens war eine Flucht tendenz in diesem Bildertum, eine willkürliche oder versteckt polemische Abkehr von einer Seite des Deutschen: man tat entweder, als wären tausend Jahre Christentum wesenlos, oder als sei die Frau ein nur zur Fortpflanzung notwendiges Nebengeschöpf; die einen erklärten die Musik aller Deutschen abträglich, andere wollten den griechischen, noch andere den gotischen Menschen wiedererzeugen; hier würde der Autoritätsgedanke vertreten, dort radikal abgeschafft und verhöhnt, wobei ein anarchischer Individualismus ins Kraut schoß. Welche Spannweite zwischen dem strengen Schlich der Kadettenschule, wie sie Ernst v. Salomon in seinen «*Kadetten*» schildert, und dem Wachsen- oder Geheulassen der Odenwaldschule, wie sie der Bohemien Klaus Mann darstellt!

## Vom Kult der Jugend

In der Jugendbewegung zu Beginn des Jahrhunderts schienen neue Kräfte aufzubrechen, aber sie fanden kein genaues Ziel. Der Jugendbegriff hat in Deutschland viel Unheil angerichtet: die ständige Berufung darauf, die Deutschen seien ein «junges Volk», führte schließlich zum Pochen auf das Recht zum Wachstum, d. h. zur Ausdehnung, zum Auflockern der geistigen und moralischen Disziplin. Es drückt sich darin eine Unlust zum Reifen aus, eine Angst vor Verpflichtung und Bindung, ja eine Scheu vor Mannesalter und Weisheit. Der «deutsche Jüngling» wurde mit allem Zauber umkleidet, mit sämtlichen Möglichkeiten ausgeschmückt; er war vom Parzival bis zum Ofterdingen des Novalis, den Jean-Paul-Gestalten, dem experimentierenden Wilhelm Meister, bis Georges Maximin und Rilkes Cornett der Inbegriff des hohen Menschen, strahlend, rein, makellos, und unbedingt bis zur Weltlosigkeit. Er muß ja über der Welt stehen, nicht mitten drin, als Wunschbild, als Ideal einer weiblich betonten Sehnsucht. Der Kult mit den «Frühvollendeten» betraf junge Menschen, deren Anlage vielversprechend war, die aber vor ihrem zu frühen Tod weder etwas vollendet hatten, noch selber vollendet waren. Umflimmert von einem menschlich-halbgöttlichen Leuchten und der dunkel-warmen Magie des Todes, war der deutsche Jüngling vielen der Inbegriff des deutschen Menschen: nahe dem Ursprung, nahe der Schönheit, ein Hochbild sämtlicher Hoffnungen.

Daher auch die wichtige Rolle, die der Männerbund in Deutschland spielt: die Armee, die Korps, die geistigen «Kreise», die Freikorps und, als Karikatur, der Stammtisch. «Der Stammtisch

stellt eine Entartung des Männerbundes dar, die dadurch charakterisiert ist, daß dieser «Bund» das Bild des Jünglings nicht mehr in sich trägt... Schaffung des Bundes, der das Bild des Jünglings auch auf der Stufe des Mannesalters noch festhält, ist die Aufgabe der Zukunft.» (Alfred Bäumler: «*Männerbund und Wissenschaft*», 1934.) Das ist sehr deutsch gedacht: dieses bewußte Festhalten an der Jugend mit ihrer Entzündlichkeit und ihrem Mangel an Urteil, ihrem gläubigen Opfersinn, der Weltklugheit verachtet, ihrer Süße, trotz mangelnder Reife, ihrer großgestimmten Bewegtheit, Wärme, Hingabe. Das Formbare wird höher gewertet als das Geformte, die Zukunft mehr als die Gegenwart. Die Lateiner sehen im Jüngling den werdenden Mann. Für Jüngling hat der Franzose nicht einmal ein gleichwertiges Wort; *le jeune homme* gibt das Eigentliche nicht wieder.

Wieviel Schönheit, Edelsinn und große Anlagen waren immer wieder in dieser Jugend! Unter Studenten, unter den jungen Arbeitern, die nach dem Tagewerk Abendgymnasien und Volkshochschule besuchten, konnte Geist und Sehnsucht nach Geist in lebendigem Feuer aufleben. Wie dann die neueste Politik tausend Jahre Zukunft und damit alle Jugend mit Beschlag belegte, wie sie ihre Männerbünde aufzog, wurden daraus die SA. und SS., Rosenberg «verschorene Gemeinschaft», für die er sich auf die Ritterorden berief, die Hitlerjugend mit ihrem Baldur, ihren Ordensburgen, ihrem Horst-Wessel-Kult.

## «Heillos und fruchtbar»

Die Bestimmung des deutschen Menschen ist nicht einfach, auch wenn man es sich damit einfach macht. Eine Vielfalt tritt dem Suchenden entgegen und fragt ihn, wo er fragt. Das Problem entzieht sich jeder erschöpfenden Behandlung; es ist größer als jeder Einzelne, der sich dranwagt. Und wenn nun auch die deutschen Städte Schutt sind, die politische Macht vernichtet wurde, Millionen von Menschen tot sind, so wird sich trotz des Elends, an dem alle zu tragen haben, kein einheitlicher deutscher Mensch aus den Trümmern erheben, sondern wieder eine verwirrende Vielfalt, die gepeinigt nach einer Form verlangen wird.

Trotzdem hat Karl Barth recht, wenn er schreibt: «Das neue Deutschland wird, wie sich auch die Dinge gestalten mögen, ein Land voller Traurigkeit sein.» Ein so ungeheures *gemeinsames* Erlebnis wie die Katastrophe dieses Krieges hatte das deutsche Volk noch nie. Die Frage ist, ob es auch gemeinschaftsbildend sein wird. Es wird an einen «Nullpunkt» gelangt sein und von ihm aus eine Zukunft suchen müssen. Ein gemeinsamer Nenner wird also bei aller Kompliziertheit des aus Einzelnen zusammengesetzten Zählers vorhanden sein. Jeder Deutsche wird auf lange hinaus in bezug auf die Katastrophe leben und denken müssen. «Eine heillos, aber auch unerhört fruchtbare Situation», sagt Barth. Möglicherweise auch fruchtbar.

Wie sollen sich nun die Schweizer zu den Deutschen verhalten? Es gibt die politische Verhaltensweise: mißtrauisch, zuwartend, von Fall zu Fall, je nach dem. Barth berücksichtigt sie nicht. Er hat ein hohes Recht, anders zu denken, denn er war auch nicht «politisch», als die deutsche Macht auf ihrem Gipfel angelangt war. Im internationalen Widerstand gegen den Nationalsozialismus war er ein geistiger Vorkämpfer, als die Gefolgschaft noch klein und verwirrt war. Ueber den politischen stellt er auch heute den christlichen Standpunkt: «Nun ist es wirklich so weit, daß sie nur Feinde und keine Freunde haben. Was sie nötig haben, sind also sicher Freunde, und was wir ihnen schuldig sind, ist sicher dies: ihnen Freunde zu sein.» Es ist heute nicht sehr politisch, nicht sehr populär, so zu sprechen, aber es ist mutig und wesentlich. Haben wir die großen Gelegenheiten, Freunde sein zu können, wahrhaft erfaßt? Haben wir den verfolgten Juden, dem unglücklichen Frankreich, Belgien, Holland den *ganzen* Beistand der Freundschaft geliehen, dessen sie bedürftig waren? Zugegeben: wir waren damals selber bedroht und stark mit uns selbst beschäftigt. Die schwerste Probe aber wird uns bevorstehen, die unbedenkteste: unsere menschliche Bewährung vor der deutschen Frage. Es wird mächtig gegen den Stachel gelockt werden.

## Freund oder Pharisäer?

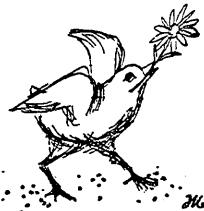
Barth weiß es, und darum besteht er auf dem Stachel: «Wenn die deutsche Gelegenheit zur höchsten schweizerischen Ungelegenheit, wenn an uns sich nun eben nur das *Schicksal des Pharisäers* erfüllen würde, der alle möglichen Vorzüge hatte, der sicher ein guter Lehrer war, dem nur dies Eine nicht nachzuräumen war: dieser ging hinab in sein Haus gerechtfertigt! Ich habe in diesem Punkt die größere Sorge um unseren eigenen Weg als um den der Deutschen.» Ist diese Sorge unberechtigt? Sind wir auf immerdar gerettet und hinüber? Gerade am deutschen Beispiel wäre zu lernen, daß die innern Gefahren ständig da sind. «Der Teufel schläft nie.» Wäre für uns ein selbstgerechtes Pharisäertum, das von oben herab die Völker belobt und verdammt, wünschbar? Bedenken wir, daß die politischen Flüchtlinge in der Schweiz, darunter viele Juden, zum großen Teil gewillt sind, nach Deutschland zurückzukehren, um dort in Freund-

# Die heilige Woche in Sevilla

Von Jérôme und Jean Tharaud

Wir sind in der Heiligen Woche, der «Semana Mayor», und von nichts anderem sprach man mir in Madrid, als von dem wunderbaren Schauspiel, der großen, volkstümlichen Feria Sevillas, die sich Tag und Nacht vor meinen Augen abspielen würde.

Sie werden die Christusstatuen und die Madonnen in samtigen und goldenen Gewändern auf riesigen, flammenden Tablaren aus ihren Kapellen und Kirchen ziehen sehen. Sie werden sie hinter den vorausschreitenden Bruderschaften auf Straßen und Plätzen wandeln sehen. Und während dieser Festzüge, die Sevilla für ein paar Tage von fünf Uhr abends bis zwei Uhr



morgens in einen religiösen Schauplatz verwandeln, hören Sie ständig die «Saetas», jene Lieder — wörtlich: Pfeile — von vier oder fünf Versen, die eine unbekannte Stimme zum Preis der Jungfrau oder Jesu in die Menge schleudert. Sobald diese Stimme sich erhebt, schweigt alles. Reden in diesem Augenblick wäre Todsünde. Die Prozession hält an, und zwei, drei Minuten lang bebzt ein gleitender Ton — bald schrill, bald tief — in der Luft, den man für den Gesang eines Vogels, der nirgends denn in Spanien lebt, halten würde. Am Freitag müssen Sie sich um vier Uhr früh vor der Gefängnisporte einfinden. Dort werden Sie die Prozession dieses Stadtteiles vorbeiziehen sehen. Hinter dem Gitter dürfen die Häftlinge den Erlöser und die Barmherzige Jungfrau anblicken, und ist, wie nicht selten, einer unter den Gefangenen mit einer schönen Stimme begabt, so werden Sie auch ihn seine Saeta in die Nacht werfen hören. Und wer weiß, ob nicht sein Lied dem Herrn am wohlgefälligsten ist? ... Und wundern Sie sich nicht, wenn Leute, die der Jungfrau mit allzuviel Anisette gehuldigt haben, ihr im sevillanischen Dialekt Liebesbeteuerungen machen, die Sie vielleicht enträtseln können. Wenn nicht, so lassen Sie sich diese Worte nicht übersetzen; zu heißblütig würden sie Ihnen vorkommen. Sie werden auch die Schlachten zwischen den Bruderschaften, die sich auf den Plätzen begegnen, sehen, wenn keiner dem andern weichen will. Dann wandeln sich die Kerzen zu Knüppeln und die Saetas zu Beschimpfungen. Sie werden sehen ... Ach, was werde ich nicht alles in Sevilla sehen?

Wahrhaftig! Man hat mir nicht zu viel erzählt. Eine Nacht ist das, mein lieber Morand, diese Nacht von Donnerstag auf Karfreitag in Sevilla! Es ist elf Uhr abends. Die Christusbilder und die Jungfrauen, die den ganzen Nachmittag im Lärm der Fanfaren und der Trommeln von Straße zu Straße gepilgert sind, kehren langsam in ihre Kirchenspiele zurück, sehr langsam, denn die Prozessionsteilnehmer setzen ihren ganzen Stolz darein, das Pflaster so lange als möglich zu treten; und die Träger der großen goldenen Tablare, die erschöpft seit sechs Stunden ihre Last spazieren führen, setzen die schweren kerzenflamenden Geräte alle Augenblicke auf den Boden und gehen in die nächste Kneipe. Die mönchisch verummten Burschen, die ihre spitze Zuckerhutmütze den ganzen Tag kerzengerade auf dem Kopf balanciert haben, tragen sie jetzt schief auf dem Ohr und schämen sich nicht länger, ihre Schleier zu lüften und Zigaretten zu rauchen. Die Saetas steigen von allen Seiten in die Luft, Männer- und Frauenstimmen, bald wechseln sie ab, bald mischen sie sich. Doch während die weibliche Stimme ganz mühe- und biegsam ist, verkrampft sich die männliche in heftiger Anstrengung, wie ein Ringer, der Gewichte stemmt, um der Kehle oder Nase eine schwierige Note zu entreißen. Die Menge, die in geräuschvollem Schweigen lauscht, urteilt, gedankenlos. Sie akzeptiert kein Beinahe, läßt keine Schwäche durchgehen, höhnt oder jubelt mit «olé! olé!», genau wie sie im Theater Beifall klatscht oder einen Schauspieler auspfeift, oder vielmehr, wie sie bei den Stiergefechten den Banderillo befeuert oder schmäht. Betrunkene stimmen Lieder an, die sie nicht weiter singen können, und die im Durcheinander untergehen. Dann schieben sich die vom Anisette angeheiterten Träger wiederum unter die abgestellten Heiligtümer und taumelnd unter der Last, scheinen sie den schwankenden Jungfrauen und den schmerzverzogenen

Christusbildern etwas von ihrer Trunkenheit mitzuteilen.

Unter einem hohen Baldachin sendet eine mit einem Diadem gekrönte Jungfrau — die Finger mit Ringen überladen, Perlenketten um den Hals, und bekleidet mit einem Mantel, dessen samtene Schleppe den Wagenboden bedeckt und bis zur Erde herniederhängt — einen bestürzten Blick auf die delirierende Menge. Sie ist auf dem Platz vor der Kirche, die sie das ganze Jahr bewohnt, angekommen. Die Stunde nähert sich, in der ihr Leidensweg endet, da sie endlich in die Stille und das Dunkel zurückkehren kann, dem man sie für einen Tag entrisen hat. Mittels geschickter Manöver ist es den Trägern des Paso schließlich gelungen, den riesigen Baldachin mit seinem Kerzenwald gegenüber dem Kirchenportal aufzustellen. Wie wird diese enorme flackernde und blumengeschmückte Maschinerie durch das Tor gehen, das, so hoch es auch sein mag, für sie zu niedrig erscheint? ... Indessen, der heilige Katapult wühlt sich langsam in die Mauern. Nicht mehr als fünf Zentimeter trennen den Baldachin vom Portal. Die «Señora de los Dolores» segelt endlich in den Hafen. Gerettet! Gerettet aus dem Lärm, gerettet vor den Trägern, gerettet vor der Volksgrut! Jetzt wird sie, ohne Begleitung der Trommelwirbel, wieder in Frieden weinen können! Und die Menge verläßt sie, um auf der Suche nach einem anderen Paso und anderen «Saetas» in die engen Straßen zurückzuströmen, die sie bis an die Ränder erfüllt.

Mitternacht. Alle Prunkbilder des Gründonnerstags sind heimgekehrt und die des Freitags schicken sich zur Ausfahrt an. Um ein Uhr nachts befinde ich mich mit der Menge, und das heißt mit der ganzen Stadt, auf einem der kleinen Plätze, die Sevillas Anmut ausmachen. Palmen und schüchtern mit jungen Blättern bedeckte Bäume lassen durch ihre Zweige die blaue Fassade einer Kirche sehen, ein Renaissancepalais, schon beinahe im Geschmack des Rokoko, und einen kleinen Kreis von Häusern mit vergitterten Balkons und Fenstern, die ebenfalls in zarten Farben wie Bonbons bemalt sind. Wie mit einem Zauberschlag verlöschen plötzlich die elektrischen Lichtkugeln. Die Schönheit der monderhellten Nacht erscheint in ihrem Prunk. Weit tut sich die Kirchentür auf und in der Tiefe erblickt man Tausende flammender Kerzen. Sie ziehen in endloser Reihe

hinaus, getragen von pechschwarz gekleideten Prozessionsteilnehmern, die Lenden dieser Gestalten sind mit einem Hanfstrick gegürtet, die Kapuzen so hoch, daß sie ohne Uebertreibung bis zum ersten Stockwerk der kleinen bemalten Häuser reichen. Man hält die Kerzen nicht mehr wie am Tag, parallel zum Boden, sondern schräg über die Hüfte und paarweise gekreuzt. Wann wird diese Kette enden! Schon habe ich Hunderte und Hunderte gezählt, und abermals Hunderte. Es quillt hervor, quillt unablässig, und doch ist der flimmernde Wald dort hinten in der Tiefe der Kirche noch immer nicht spärlicher geworden.

Eine Feuerstange ist durch die dunkle und lärmende Menge gezogen. Plötzlich sondert sich unter dem Portal behutsam eine mächtige Lichtfläche ab. Es ist der Paso, der die Kirche verläßt. Sogleich schwingen sich von allen Seiten, aus dem Palais, dem Platz, ja sogar von den Bäumen, die «Saetas» in verschlungenen Tönen wie Raketen in die Luft. Das Postament gleitet über den Köpfen, schwankt langsam an mir vorüber, bleibt einen Augenblick stehen. Das gleiche banale blumengeschmückte Gerüst wie alle übrigen. Aber anstatt der grellfarbigen Gruppen, die so peinlich an die fromme Bildersfabrikation erinnern, auf die Huysmans so wütend war, ein Christus, einzig ein Christus mit dem Kreuz auf der Schulter, das Antlitz von Leid und Verzicht erhaben. Dies hat nicht das leiseste mit der Puppenschar zu tun, die ich den ganzen Tag auf anderen Pasos gesehen habe. Eine jähe, unerwartete Erscheinung des Genies ist dieser «Gran Poder», wie man den allvermögenden Christus nennt. Mit mächtiger Stimmkraft schleudert ein Sänger das Lob des Künstlers gen Himmel, der dieses Wunderwerk aus Holz geschnitzt hat; es ist ein gewisser Montanez, der — wenn ich der «Saeta» glauben darf — selbst so erstaunt über das von ihm geschaffene Werk war, daß er bei dessen Anblick niemals begreifen konnte, wie ein solcher Schmerz aus seinen Händen hervorgegangen war. Schon entfernt sich der Paso und entführt den einsamen Christus, den seine Schönheit noch einsamer zu machen scheint. Gern hätte ich ihm folgen wollen, aber die unbewegliche Menge erwartet ein neues Schauspiel. Unerschöpflich ziehen die Wachkerzen aus der Kirche. Um drei Uhr morgens strömt es noch immer hervor; man glaubt an ein Wunder sich ins Unermeßliche vermehrender Lichter. Die Menge schickt sich an, von neuem durch die Stadt zu pilgern, aber ich habe nicht mehr die Kraft, einer Sänfte zu folgen, noch eine «Saeta» zu hören, noch in den überfüllten Cafés oder Bars Station zu machen. Ich verzichte darauf, den «Gran Poder» irgendwo wieder zu finden. Ich verzichte zu erfahren, ob ein Sträfling seinen «Pfeil» im Morgengrauen der Madonna von Triana entgegenschwirren läßt ...

(Übersetzt von J. Heim-Winter)

## OSTERLIED

Jubelt ihr Himmel,  
Lächelt ihr Lüfte,  
Jauchzet der Erde  
Höhen und Grüfte!  
Dräuende Schauer  
Schwanden der Trauer:  
Schauet da droben  
Palmen erhoben.

Blumen des Lenzes,  
Dringt aus dem Boden,  
Sprießet ihr Keime,  
Wachset ihr Löhden;  
Rosen, die zarten  
Veilchen sich paarten,  
Nelken, die frischen  
Lilien dazwischen.

Herzen erschwellet,  
Lieder entquell!  
Fröhliche Feier  
Töne die Leier:  
Christ ist erstanden  
Aus Todesbanden;  
Was er gelehret  
Hat er bewähret!

Berge lobsinget,  
Quellen erklinget,  
Hügel hallt wieder,  
Täler, die Lieder:  
Christ hat bewähret  
Was er gelehret,  
Aus Todesbanden  
Ist er erstanden.

Lateinisches Kirchenlied.  
Deutsch von Karl Simrock.

Als Nechljudow sich mit dem Muschik küßte und von ihm ein dunkelzimetfarbiges Ei entgegennahm, erschien Matrona Pawlowna und neben ihr das schwarze Köpchen mit der roten Schleife.

Die beiden Frauen traten in die Vorhalle und blieben dort stehen, um die Bettler zu beschenken. Ein Bettler mit rotem verheiltem Schorf anstelle der Nase trat an Katjuscha heran. Sie holte etwas aus ihrem Tuch, gab es ihm, näherte sich ihm dann und küßte ihn dreimal, ohne den geringsten Abscheu auszudrücken. Dabei begegnete ihr Blick dem Blick Nechljudows, und es war, als wenn sie ihn fragte: ist gut, was ich da tue? Katjuscha ging auf Nechljudow zu: «Christus ist erstanden, Dmitri Iwanowitsch.»

«In Wahrheit erstanden», sagte er. Sie küßten sich zweimal, dachten dann gleichsam nach, ob es noch einmal nötig sei, und küßten sich zum drittenmal; dabei lächelten beide.

In der Liebe zwischen Mann und Frau gibt es immer einen Augenblick, wo diese Liebe ihren Höhepunkt erreicht, wo nichts Bewußtes, keine Ueberlegung und keine Sinnlichkeit in ihr enthalten ist. Ein solcher Augenblick war für Nechljudow diese Nacht des heiligen Osterfestes.

Ach, wenn doch alles bei dem Gefühl geblieben wäre, das er damals empfand. Ja, all das Schreckliche war erst nach dieser heiligen Osternacht geschehen! dachte er jetzt, wo er im Geschworenzimmer am Fenster saß.

## BÜCHER

Irja Browallius: «Ringe auf dem Wasser». Roman. Fraumünsterverlag AG, Zürich.

In diesem schwerblütigen Roman der schwedischen Schriftstellerin Irja Browallius geht eine junge städtische Lehrerin bei der Versetzung aufs Land an der übermächtigen Landschaft und ihren Menschen zugrunde. Zwischen zwei sich befehdenden Parteien waltet sie, da sie sich keiner von beiden anschließen darf, vereinsamt ihres Amtes.

In dieser Verlassenheit, in der Oede ohne geistigen Trost kommt das Triebhafte der großen Natur wie über alle Geschöpfe auch über sie. Sie erwehrt sich ihrer, um sich den Rückzug ins städtische Leben offenzuhalten. Von zwei Männern. Vater und Sohn, umworben, verfällt sie in einer Stunde der Schwäche dem Jüngeren. Nun wird sie, eine Erwartende, nicht mehr ins reichere Leben, in die Stadt zurückkehren können. Wie sie aber erfährt, daß das Kind sie binden sollte, daß es nicht ein Kind der Liebe, sondern der List sein sollte, geht sie ins Wasser.

Der tragisch dunkle, sich nie auflhellende Roman hat als Untergrund eine Landschaft, deren düstere Einsamkeit auf die Menschen drückt. Die Lehrerin Babro Sten geht an ihr zugrunde wie alle, die aus der Stadt kamen. In der entsetzlichen Folgerichtigkeit des Ablaufs ist dieser Roman ein echtes Zeugnis des skandinavischen Schrifttums.

H. M.

W. A. Prestre: «Scholarenblut». Erinnerungen eines Polytechnikers. Aare-Verlag, Bern 1944. Wein, Weib und Gesang — eine Fülle lustiger Streiche — ach, wie deutlich spürt man es, daß diese studentischen Erinnerungen nicht in die heutige Zeit, sondern spätestens in die Zeit um 1900 gehören! Prestre gibt sie auf recht unterhaltsame Weise wieder — in jenem konsequent satirischen und doch heimlich wehmütigen Ton, in welchem die Welschen von der guten alten Zeit zu erzählen pflegen ...

K. S.

## OSTERFEST

Aus dem Roman «Auferstehung» von Leo Tolstoj

Sein ganzes späteres Leben lang blieb dieser Gottesdienst einer der heitersten und stärksten Erinnerungen für Nechljudow.

Als er in der schwarzen, nur hier und da von weißschimmerndem Schnee erhellten Finsternis durch die Pflützen patschend auf dem Hengst, der beim Anblick der rings um die Kirche angezündeten Lampen die Ohren spitzte, in den Raum vor der Kirche eintritt, hatte der Gottesdienst schon begonnen.

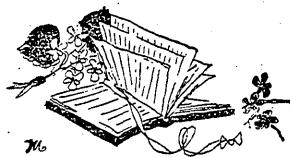
Bauern, die den Neffen Marja Iwanownas erkannten, führten ihn in die Kirche. Sie war voll von feiernden Leuten.

Rechts standen die Bauern: die alten in selbstgefertigten Kaftans, in Bastschuhen und reinen weißen Fußlappen; die jungen in neuen Tuchkaftans mit bunten Gürteln, in Stiefeln. Links die Frauen in rotseidenen Kopftüchern, Plüschmiedern mit hellroten Ärmeln und grellbunten Röcken und Halbstiefeln mit Hufeisen. Die bescheidenen Alten in weißen Tüchern, grauen Kaftans oder altmodischen Leinenröcken standen hinter ihnen; zwischen beiden Gruppen standen geputzte Kinder mit übermäßig geölten Köpfen.

Die Bauern bekreuzigten und verneigten sich und schüttelten das Haar; die Frauen, namentlich die alten, richteten die glanzlosen Augen fest auf ein bestimmtes Heiligenbild mit Lichtern, preßten die zusammengelegten Finger das Tuch auf der Stirn, gegen die Schulter oder den Leib, flüsterten dazu und beugten sich ste-

Pawlowa in lilaschimmerndem Kleide und neben ihr Katjuscha im weißen Gewand mit kleinen Falten auf dem Mieder, blauem Gürtel und einer zierlichen roten Schleife im schwarzen Haar.

Alles war festlich, feierlich, fröhlich und schön; der Priester in hellem Silberornat mit goldenen Kreuzen; die Diakon und die Küster in silbernen und goldenen Chorröcken, und die geputzten Sänger mit ihren geölten Köpfen, und die fröhlichen Melodien der Festgesänge, und die unaufhörlichen Segnungen der Menge durch die Priester mit den drei blumengeschmückten Lichtern und



dem immer wiederkehrenden Ausruf: Christ ist erstanden! Christ ist erstanden!

Alles war schön; aber am allerschönsten war Katjuscha.

Nechljudow fühlte, daß sie ihn sah, ohne nach ihm hinzuschauen. Er wußte ihr nichts zu sagen, aber er sann sich etwas aus, als er an ihr vorüber zum Altar schritt: «Tante will nach der Spätmesse die Fasten brechen und zuerst wieder Fleisch essen.»

Das Blut überströmte, wie stets bei seinem Anblick, ihr ganzes liebes Gesicht: «Ich weiß», sagte sie lächelnd.

In diesem Augenblick drängte der Küster mit einer kupfernen Kanne durch das Volk, schritt an Katjuscha vorüber, ohne sie anzusehen und streifte sie. Nechljudow war es unfaßlich, wie dieser Küster nicht verstand, daß man alles in der Welt übersehen könnte, nur nicht sie, den Mittelpunkt des Ganzen. Ihretwegen glänzte das Gold auf den Heiligenbildern, brannten alle Lichter, ihretwegen ertönten die fröhlichen Lieder: Ostern Gottes, freut euch, ihr Menschen!

Während der Pause zwischen Früh- und Spätmesse trat Nechljudow aus der Kirche. Das Volk wich vor ihm zur Seite und verbeugte sich. Es dämmerte schon sichtlich, aber die Sonne ging noch nicht auf. Auf den Grabsteinen um die Kirche herum ruhte das Volk aus.

Ein hochbejahrter Alter mit wackelndem Kopf, Marja Iwanownas Zuckerbäcker, hielt Nechljudow an und tauschte den Osterkuß mit ihm aus; sein Weib zog aus ihrem Tuch ein safrangelbes Ei und gab es ihm. Dann trat auch ein junger muskulöser Muschnik in neuem Rock mit grünem Gürtel lächelnd herzu:

«Christ ist erstanden», sagte er mit lachenden Augen, lehnte sich gegen Nechljudow, überströmte ihn mit dem eigenartigen, angenehmen Muschnikergeruch und küßte ihn mit seinen festen, frischen Lippen dreimal mitten auf den Mund, wobei der krause Bart kitzelte.

## «Die Deutschen und wir»

schaft mit den deutschen Menschen an den Wiederaufbau zu gehen! Sie wenden sich zum Positiven, zur schwersten Leistung, beginnend mit einer Selbstüberwindung.

Barths Absicht ist es nicht, ein duseliges Vergessen und oberflächliches Bagatelisieren der deutschen Missetaten in diesem Krieg zu empfehlen: das Bewußtsein davon gehört eben mit zur ganzen Wirklichkeit, die sich zur Bewältigung uns entgegenstellt. Darüber hinweggleiten, wäre ein Unrecht gegenüber den betroffenen Völkern — einzig auf ihnen beharren, hieße sich verhärten und aus dem Willen zur Gerechtigkeit (falls es sich nicht um Affekte handelt) ungerecht werden, denn das Wahre ist nicht im Schlimmen, sondern im Guten und Schlimmen, im Ganzen. So ist es Karl Barth auch ausdrücklich zu danken, daß er bei der Betrachtung unseres eidgenössischen Verhaltens den Blick nicht bloß auf die guten Seiten richtet, die wir so hochgemut wahrhaben, sondern auch auf die bedenklichen, die den andern Völkern weniger verborgen sind als uns. Und die unsere Gegnerschaft in erster Linie verdienen.



hend nieder oder fielen auf die Knie. Die Kinder machten es den Großen nach und beteten fleißig, wenn man nach ihnen hinsah. Die goldene Wand mit Heiligenbildern vor dem Allerheiligsten brannte von kleinen Lichtern, die auf allen Seiten die goldumwickelten großen Kerzen umgaben. Der Kronleuchter war mit Lichtern besetzt; von den Chören ertönten freudige Lieder der freiwilligen Sänger mit Brüllbässen und dünnen Diskantstimmchen.

Nechljudow ging nach vorn. In der Mitte stand die Aristokratie — ein Gutsbesitzer mit seiner Frau und einem Sohn in blauer Matrosenjacke —, der Kreisrichter, der Telegraphenbeamte, der Kaufmann in hohen Stiefeln, der Dorfälteste mit einer Denkmütze, und rechts von der Empore vor den Türen zum Allerheiligsten, Matrona

